



CAROLINE BERNARD

Frida Kahlo

und die Farben
des Lebens

ROMAN



atb

Als sie am nächsten Tag aufwachte und zum Bett ihrer Nachbarin hinübersah, die am Abend zuvor gestöhnt hatte und dann abrupt verstummt war, war es leer. Eine Schwester war dabei, die Laken abzuziehen. »Kommt bestimmt gleich eine neue Patientin«, sagte sie zu Frida.

Ein Gedanke durchzuckte sie: Und wenn die Frau für sie gestorben war, an ihrer Stelle? Um ihr zu zeigen, wie es war, tot zu sein? Dass der Tod alles zunichtemachte und endgültig war? Und wenn es für sie doch ein Leben neben den Schmerzen gab? Oder vielmehr mit den Schmerzen? Würde sie den Mut haben, es zu versuchen? Immerhin lebte sie noch, obwohl niemand das für möglich gehalten hatte. Und wenn sie überlebt hatte, um es allen zu zeigen? Würde sie die Kraft dafür finden, wie schon einmal, nach ihrer Kinderlähmung?

»Ja«, sagte sie laut. Und noch einmal: »Ja!«

»Der Tod tanzt hier nachts um die Betten«, sagte sie, als Matita kurze Zeit später mit duftenden Zimtschnecken zum Frühstück kam. »Ich habe ihn gesehen. Aber mich kriegt er nicht!«

Ihre Schwester sah sie erschrocken an. »Frida! Was redest du denn da?«

»Ich habe mich mit ihm unterhalten und ihm klargemacht, dass er mit mir noch nicht rechnen darf.« Sie grinste. »Kannst du mir bitte morgen Papier und Stift mitbringen«, bat sie dann, »und irgendetwas, worauf ich das Papier legen kann? Ich will Alejandro schreiben. Ich muss mir über ein paar Dinge Klarheit verschaffen.«

Alejandro war bei dem Unfall ebenfalls verletzt worden, aber nicht schwer, er wurde zu Hause gepflegt. Das erzählten ihr die anderen Cachuchas, die sie in den folgenden Tagen besuchen kamen. Aber wenn Alejandro nicht selbst kommen konnte, warum schrieb er ihr denn nicht? War es ihm denn kein Bedürfnis, sie zu trösten und von ihr zu hören? War ihm egal, wie sehr sie litt? Gab er ihr womöglich die Schuld

an dem, was passiert war? Hätte sie nicht getrödelt, hätte sie nicht auf dem Markt das Herz gekauft und dann auch noch ihren Schirm vergessen, dann hätten sie die Straßenbahn genommen, dann wäre der Unfall nicht passiert.

»Hast du mit Alejandro gesprochen? Ist er mir böse?«, fragte sie Miguel, als er am Nachmittag mit Blumen und Schokolade im Arm aufkreuzte. Sie konnte kaum den Blick von ihm lassen, so jung, so gesund, so abenteuerlustig sah er aus. »Sag schon, ist er mir böse und meldet sich deshalb nicht?« Miguel senkte den Blick und Frida konnte seine langen Wimpern bewundern. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Am besten fragst du ihn selbst.«

»Aber das kann ich nicht, wenn er nicht kommt! Soll ich etwa zu ihm gehen?«

Sie verbrachte eine unruhige Nacht. Einige Betten weiter leierte die Frau den Rosenkranz herunter, wieder und wieder. Frida schloss entnervt die Augen. Am liebsten hätte sie die Frau angeschrien, dass ihre Gebete nutzlos seien.

Sie selbst hatte schon vor Jahren erfahren, dass es keinen gütigen Gott gab ... Sie konnte sich noch genau an diesen Tag erinnern. Sie war damals dreizehn gewesen und hatte mit ihren Schwestern wie üblich die Mutter zum Gottesdienst begleitet. Die Kirche San Juan Bautista lag nur wenige Straßen von ihrem Haus entfernt. Ihre Mutter hatte dort eine Bank reserviert, auf der ihr Name stand. Sobald Frida hinter ihr und den Schwestern das schwere Portal durchschritt, fand sie sich in einer anderen Welt. Aus der gleißenden Helle draußen kam sie in das kühle Dunkel der Kirche. Der Geruch von Weihrauch löste den nach in Fett gebackenen Churros ab. Aus dem Lärm der Straße war das leise Murmeln der Betenden geworden. Frida ging über den glatten Fliesenboden, der mit Holzdielen durchsetzt war. Die Bank knackte leise, als sie sich bekreuzigten und sich dann setzten. Frida ließ den

Blick schweifen, heimlich, damit ihre Mutter es nicht bemerkte. Ihr gefielen das Gold am Altar, die brokatbestickten Altartücher und die Deckengemälde. Nicht wegen ihrer religiösen Bedeutung, sondern wegen der Farben. Durch ein Seitenfenster fiel ein dicker Strahl Sonnenlicht, in dem Millionen von winzigen Staubkörnern tanzten, in das Kirchenschiff und ließ Jesus am Kreuz aufleuchten. Frida folgte dem Lichtstrahl nach oben und bemerkte die tiefen Risse in der Holzdecke. In den Ecken hatten sich dicke Spinnweben angesammelt. Ein Blick zurück auf Jesus ließ ihn nicht mehr milde lächeln. Er sah gleichgültig aus. Und da war es Frida mit einem Mal klar geworden: Dieser schwächliche Mann am Kreuz konnte unmöglich der Retter der Welt sein! Wenn er es war, warum ließ er dann zu, dass auf den Straßen der Stadt Menschen erschossen wurden? Dass die Kirche in Mexiko ein Instrument der Unterdrückung und der Konterrevolution war? Warum hatte sie Kinderlähmung bekommen, obwohl sie ein unschuldiges Kind von sechs Jahren gewesen war? Warum litt ihr Vater, ein grundgütiger Mann, an epileptischen Anfällen? Zornig stieß sie die Luft aus, ihre Mutter sah sie warnend an. In Frida tobte es. Sie konnte nicht aufhören, über ihre Entdeckung nachzudenken und verspürte einen wilden Triumph. Sie trug allein an den Folgen der Polio, kein Gott spendete ihr dabei Trost. Aber dafür war sie frei! Frei, mit ihrer Behinderung umzugehen und sich nicht von ihr niederdrücken zu lassen. Frei von der Last der Religion. Auf sich selbst gestellt. Was für ein herrliches Gefühl. Als ihre Mutter zum Aufbruch drängte, verließ Frida als Letzte hinter ihren Schwestern die Kirche. Zum ersten Mal in ihrem Leben bekreuzigte sie sich nicht vor dem Altar. Sie zögerte, bevor sie den Fuß über die hohe Schwelle der Tür setzte, dann machte sie einen großen Schritt ins Freie. Der Blitz traf sie nicht. Sie atmete tief durch.

Ihre Eltern kamen erst drei Wochen nach dem Unfall ins Krankenhaus. So lange hatte Fridas Mutter gebraucht, um sich von ihrem Nervenzusammenbruch zu erholen.

Frida hatte sich angstvoll gefragt, ob ihre Mutter insgeheim ihr die Schuld an dem gab, was geschehen war.

Aber jetzt waren diese Zweifel vergessen, und sie war einfach glücklich, ihre Eltern zu sehen. Sie war immer noch in ihr Korsett geschnürt, aber immerhin konnte sie den Kopf leicht drehen und anheben, deshalb sah sie, wie ihre Mutter, gebeugt und schwer auf ihren Vater gestützt, ohne nach rechts und links zu sehen, auf ihr Bett zukam. Als sie Frida sah, fing sie haltlos an zu schluchzen. Sie sagte während des ganzen Besuchs kein Wort. In Guillemos Gesicht las sie Entsetzen und Schmerz.

»Mein Gott, Frida«, flüsterte er. Er wollte sie umarmen und ihr einen Kuss geben, doch die vielen Apparaturen, in die sie eingespannt war, hielten ihn davon ab. In einer hilflosen Geste wandte er sich ab.

»Ich werde wieder gesund, Papa«, sagte sie. »Ich will nach Hause. Ich halte es hier nicht länger aus. Kannst du nicht etwas tun?«

Sie sah, wie ein Ruck durch ihren Vater ging. Guillermo konnte stark sein, wenn er wollte. Und er wollte immer, dass es Frida gutging.

»Ich rede noch heute mit den Ärzten«, sagte er dann.

»Danke, Papa«, sagte Frida.

Eine Woche später wurde Frida aus dem Krankenhaus entlassen. Zwei Krankenwärter legten sie auf eine Trage und verfrachteten sie in ein Auto, das ihr Vater gemietet hatte. Sie gaben sich große Mühe, vorsichtig zu sein, trotzdem schwankte die Trage, und Wogen von Schmerz gingen durch ihren Körper.

Egal. Endlich wieder nach Hause! Endlich wieder die Sonne im Gesicht spürten und die Vögel im Garten singen hören! Trotz ihrer Schmerzen lächelte sie. Seit langem war sie wieder glücklich und

schöpfte Hoffnung.

Als sie an ihrem ersten Tag zu Hause in ihrem Bett nach draußen in den Patio geschoben wurde, war sie beinahe glücklich. Sie spielte mit den Hunden, ließ sich Blüten und Früchte bringen und hörte der Köchin zu, wie sie mit den Töpfen klapperte und dabei sang. Jedes Mal, wenn ihre Mutter an ihrem Lager vorüberkam, murmelte sie ihre Gebete, in die sich manchmal ein Kosewort schlich.

Einige Wochen später durfte sie zum ersten Mal aufstehen. Am Anfang schaffte sie nur wenige Schritte, aber mit der Zeit wurde sie kräftiger. Aber irgendetwas war nicht in Ordnung. Das Laufen und Stehen fielen ihr schwer, weil die Schmerzen im Rücken nicht abklingen wollten.

Doktor Calderón, ein entfernter Verwandter ihrer Mutter, war ratlos. »Wir müssen eine Röntgenaufnahme des Rückens machen. Das ist bisher im Krankenhaus versäumt worden.«

Frida bemerkte den sorgenvollen Blick, den ihr Vater mit ihrer Mutter wechselte. Dabei ging es nicht nur um ihre Gesundheit, sondern auch um die Kosten, die die vielen Arztbesuche und Untersuchungen kosteten.